Wie man Parfüm bereitet.

Zur Bereitung der Parfümerien dienen natürliche und künstliche wohlriechende Substanzen, die an Fette, Öle, Spiritus, Essig, Seife und mannigfache Pulver gebunden werden. Bis auf Moschus, Ambra und Zibet stammen die natürlichen aromatischen Stoffe sämtlich aus dem Pflanzenreich. Fast jedes Gewächs erzeugt ätherische Öle, die den verschiedenen Pflanzenteilen ihren eigentümlichen Geruch verleihen. Häufig sind mehrere Organe desselben Gewächses durch ätherische Öle ausgezeichnet, ja es gibt Pflanzen, die in Wurzel, Stengel, Blättern, Blüten und Früchten wesentlich verschiedene Duftstoffe enthalten. Nächst den Blüten geben Samen und Früchte den reichsten Ertrag an ätherischen Ölen, so die Schalen der Apfelsinen und Zitronen, ferner Kümmel, Anis, Muskatnuß. Einige vielbegehrte Öle werden aus der Rinde des Zimthaumes, dem Harze verschiedener Pinusarten (Terpentinöl), sowie den Wurzeln von Ingwer und Kalmus gewonnen. Aus Pflanzen, die diese aromatischen Substanzen nicht in so reicher Fülle enthalten, daß sie unter Anwendung von starkem Druck herausgepreßt werden können, gewinnt man sie durch Destillation oder, bei zarteren Wohlgerüchen, die bei einer solchen Behandlung nachteilige Veränderungen erleiden würden, durch Extraktion mit Fetten, Ölen, Alkohol und einigen anderen Flüssigkeiten, in denen sich ätherische Öle lösen. Die Destillation der Öle kann bei frischen wie bei getrockneten Pflanzen erfolgen. Im ersteren Falle werden die frischen Blüten mit Wasser destilliert. Bei diesem Verfahren, das besonders bei Bereitung des Rosenöls Anwendung findet, bedient man sich einer einfachen Destillierblase, die durch einen Siebboden in zwei Teile zerlegt wird. Auf diesem Zwischenboden werden die Blüten und Früchte ausgebreitet und hierauf das in dem untern Teil enthaltene Wasser zum Sieden gebracht. Die unter Einwirkung der Wärme leichter verdunstenden Öle gelangen, von den aufsteigenden Dämpfen mit fortgenommen, in das Sammelgefäß, wo sie zu einer Flüssigkeit verdichtet werden. Aus dieser läßt sich das Öl auf mechanischem Wege abscheiden.

Die Destillation trockener Pflanzenteile, die durch Zerschneiden oder Mahlen für die weitere Verarbeitung vorbereitet werden, erfolgt durch Erhitzen mit direkt einströmendem Dampf, wobei die sich verflüssigenden Öle von den Wasserdämpfen aufgenommen werden. Viele wohlriechende Pflanzen haben jedoch einen so geringen Ölgehalt, daß sich die aromatische Substanz nicht leicht ausscheiden läßt; in diesem Falle muß die Destillation wiederholt unter Anwendung desselben Wassers für immer neue Pflanzen erfolgen, bis die gewonnene Flüssigkeit so viel ätherisches Öl aufgenommen hat, daß es zur Abscheidung gelangen kann.

Häufig sind die Blumendüfte so zarter Natur, daß sie nur durch direkte Übertragung auf einen andern Körper zu gewinnen sind. Für diesen Zweck ist vollkommen frisches und sorgfältig gereinigtes Schweinefett besonders geeignet, das denn auch die Grundlage vieler Parfümerieartikel bildet. Die Bereitung derselben kann nach zwei verschiedenen Verfahren erfolgen. Bei Anwendung der sogenannten Infusionsmethode werden die Blüten mit warmem Fett von etwa 65 Grad überschüttet, nach einiger Zeit aus der Masse herausgenommen, durch neue Pflanzenteile ersetzt und dies Verfahren so oft wiederholt, bis das Fett hinreichend von dem Duftstoffe durchsättigt ist. Bei Anwendung der zweiten Methode werden mit kaltem Fett bestrichene Glasscheiben während drei Wochen täglich mit frischen Blüten bedeckt, bis das Fett ganz vom Blumenduft erfüllt ist. Die mit Pflanzengerüchen gesättigten Fette werden von den großen Fabriken als „Pomade" in den Handel gebracht. Dieses Produkt ist jedoch keineswegs mit den sonst als „Pomaden" bezeichneten Artikeln, z. B. den Haar- und Bartpomaden, die nur ein minderwertiges Nebenprodukt darstellen, identisch. Letzteres gewinnt man z. B. bei Behandlung der Pomade mit Weingeist, während vierundzwanzig Stunden, wobei der Weingeist den Hauptteil der aromatischen Stoffe in sich aufnimmt, also das Hauptprodukt bildet.

Lose Blätter

Prügelpädagogik in der guten alten Zeit. Der Engländer Thomas Dibdin erzählt von einem schwäbischen Pädagogen, der den Prügelstock für das Allheilmittel der Erziehung hielt und verwendete. Auf Grund des Tagesdurchschnittes der Prügel, die genannter Pädagoge unter seine unglücklichen Zöglinge austeilte, hatte einer der Lehrer seiner Anstalt herausgerechnet, daß der Mann im Laufe seiner fünfzigjährigen Schulpraxis 911 500 Schläge mit dem Rohrstock und 121 000 Züchtigungen mit der Peitsche vollzogen hat. Daneben gab er 209 000 Strafarbeiten auf und verteilte 136 000 Schläge mit der Rute, 102 000 Katzenköpfe und 22 700 Maulschellen. Der gewissenhafte Buchhalter der Anstalt berichtet ferner, daß dieses Ideal eines Pädagogen siebenhundertmal seine Jungen auf scharfen Holzkanten knien ließ, und daß er außerdem 5000 dazu verurteilte, eine mit Eselsohren geschmückte Mütze zu tragen.

Die kürzeste Literaturkritik. Die Großen der Kunst pflegen gegenüber Anfängern, die sie um ihr Urteil befragen, mit Worten höhnender, wenn auch heilsamer Kritik ungleich freigebiger zu sein als mit solchen ermutigender Zusprache. Als sich beispielsweise einmal ein Neffe Meyerbeers, der eine Seelenmesse auf den Tod seines berühmten Onkels geschrieben hatte, an Rossini mit der Bitte wandte, sein Urteil über das Werk abzugeben, brummte dieser: „Wenn Sie die Wahrheit wissen wollen, so muß ich Ihnen gestehen, daß ich es für besser halten würde, wenn Sie tot wären und Ihr Onkel auf Ihren Tod ein Requiem geschrieben hätte". Den Gipfel einer vernichtenden Kritik erklomm aber der boshafte Voltaire, dem ein junger Mann ein Manuskript zur Begutachtung eingesandt hatte. Voltaire schickte ihm die Arbeit mit den Worten zurück: „Ich habe Ihr Werk gelesen und mir erlaubt, eine Änderung daran vorzunehmen." Der junge Schriftsteller durchblätterte mit fiebernder Hand die Seiten des Manuskripts und brannte vor Begier, die wertvollen Fingerzeige des Meisters zu finden; aber er entdeckte auch nicht die kleinste Änderung. Auf seine Bitte um Aufklärung antwortete Voltaire: „Lesen Sie nur aufmerksam bis zu Ende". Im letzten Wort des Manuskripts war in der Tat das tödlich wirkende Gift der Kritik versteckt. Voltaire hatte in dem Schlußwort „Fin" (Ende) den letzten Buchstaben ausradiert und das „n" durch ein Ausrufungszeichen ersetzt. Er hatte demnach nichts weiter als ein „Fi" (Pfui) über das Werk, auf das der junge Mann seine ganze Hoffnung gesetzt hatte, zu sagen.

Poesie-Album

Mirza-Schaffy singt:

Seh' ich deine zarten Füße an,
So begreif' ich nicht, du süßes Mädchen,
Wie sie soviel Schönheit tragen können!

Seh' ich deine kleinen Händchen an.
So begreif' ich nicht, du süßes Mädchen,
Wie sie solche Wunden schlagen können!

Seh' ich deine ros'gen Lippen an,
So begreif' ich nicht, du süßes Mädchen,
Wie sie einen Kuß versagen können!

Seh' ich deine klugen Augen an,
So begreif' ich nicht, du süßes Mädchen,
Wie sie nach mehr Liebe fragen können,

Als ich fühle. Sieh mich gnädig an!
Wärmer als mein Herz, du süßes Mädchen,
Wird kein Menschenherz dir schlagen können!

Hör' dies wonnevolle Liedchen an!
Schöner als mein Mund, du süßes Mädchen,
Wird kein Mund dir Liebe klagen können!

Friedrich von Bodenstedt.

Laßt uns lachen.

Artbestimmung. „Was ist ein Mathematiker?" fragte der kleine Fritz. — „Ein Mathematiker ist ein Mann, der die Entfernung der entlegensten Punkte berechnen kann, aber sich irrt, wenn er einen Fünfmarkschein wechselt."

Unmöglich. Rechtsanwalt: „Also, lieber Freund, überlegen Sie sich die Sache noch einmal und schlafen Sie erst einmal eine Nacht darüber." — Klient: „Nein, das kann ich nicht." — Rechtsanwalt: „Warum nicht?" — Klient: „Ich bin nämlich Nachtwächter."

Der Ahnungslose. Serenissimus besucht die Kunstausstellung, und der Herr Akademiedirektor erklärt die einzelnen Bilder: „Venus, die Schaumgeborene, Durchlaucht." — „Was für eine Geborene?"

Am Telephon. „Herr Meyer, unser Haus brennt." — „Ist das Feuer sehr groß?" — „Sehr groß, Herr Meyer." — „Sind die Kinder gerettet?" — „Jawohl, Herr Meyer, alle vier schon längst." — „Und meine Frau auch?" — „Jawohl, Herr Meyer, die auch." — „Und meine Schwiegermama?" — „Die schläft noch oben. Soll ich sie wecken?"

Der Nutzen der Tiere. Lehrer: „Kann mir wohl einer von euch sagen, ob auch das Rhinozeros einen Nutzen für den Menschen hat?" — Der kleine Fritz: „Es wird als Schimpfwort benutzt!"

Unterhaltungs-Beilage
zum
Allgemeinen Anzeiger
und
Schalksmühler General-Anzeiger.

Nr. 2. | Druck und Verlag: Wilh. Bell jr., Halver i. Westf. | 1922

Der Diamantenmacher

Roman von Wilhelm Rubiner.

(Nachdruck verboten.)

(2. Fortsetzung.)

„Ich weiß es nicht —" antwortete er. „Es ist etwas so Unbegreifliches, so schrecklich Rätselhaftes, daß man den Verstand verlieren könnte. Ich denke und denke darüber immerfort . . und ich kann nichts finden, mir nichts erklären."

„Du mußt abwarten."

„Ja, abwarten. Und inzwischen wird alles drauf gehen, was ich mir in den Jahren gespart habe. Und dabei müßig umhergehen . . . Denn mein Chef, Herr Junghaus, wird mich doch nie mehr bei sich arbeiten lassen, und eine andere Stellung werde ich vorläufig sicher nicht bekommen. Ach Else!" brach er in tiefem Schmerz aus, „du kannst dir gar nicht denken, wie das ist, wie ein Verbrecher dazustehen, vor der Polizei, vor dem Untersuchungsrichter, über jede kleinste Handlung, über jedes Wort aus dem Notizbuch Auskunft geben, über jeden Schritt seit so und so vielen Tagen Rechenschaft ablegen . . . Und dazu das Gefühl, als ob man beobachtet würde, als wenn ein Mensch hinter mir her wäre, der jede meiner Bewegungen verfolgt und ausspioniert . . ."

„Das kann dir doch nun recht gleichgültig sein —"

„Ja doch . . . aber man ist so unfrei —"

„Wenn es nicht zu ändern ist —" bemerkte sie, „du wirst es ja doch überwinden."

Er schwieg, verfiel kurze Zeit in Nachdenken, dann ballte er die Hand.

„Ich werde mich nicht auf die Bärenhaut legen", sagte er. „Es ist alles so unbegreiflich, so unfaßbar . . . aber wenn ich einmal dahinter komme . . ."

Wieder trat Schweigen ein. Dann fragte er:

„Dein Vater will also, daß das Verlöbnis aufgelöst wird?"

„Ja . . . das will er. Aber —"

„Else?"

„Nun, er kann es ja sagen. Meine Meinung kennst du doch. Wenn du auch nicht zu uns kommen wirst —"

„Werde ich dich sehen können?"

„Erich!" Sie streckte ihm die Hand entgegen, und er drückte sie so fest, daß das Mädchen vor Schmerz leise aufschrie. „Verzeih —" bat er.

Sie lachte heiter auf. „Es war ja gut gemeint!" sagte sie.

Doch man mußte Abschied nehmen. Hofer streifte das schlanke Mädchen mit einem schmerzlich düsteren Blick.

Aber sie sagte liebevoll, fast hoffnungsfroh: „Auf Wiedersehen, Erich!" —

Viertes Kapitel.

Im Café „Nordstern", diesem weltbekannten Wiener Kaffeehaus in der Berliner Friedrichstadt — diese verzwickten Großstadtbenennungen sind oft wie ein Scherz — hatte die Besuchsstunde begonnen.

In dem weiten, langen Raum, der mit seinen glänzendenweißen Marmorwänden, die sich in Übermannshöhe durch goldumrahmte Spiegel fortsetzten, die die nur Decke reichen und das Licht der grotesken Beleuchtungskörper, in zahllosen Strahlen wieder zurückwerfen — in diesem großen, nur durch schlanke, goldgezierte Säulen abgeteilten Raume, der sich so protzig großstädtisch darbietet, herrschte wie alltäglich bis zur vierten Nachmittagsstunde idyllische Stille. Die bequemen kleinen, mit hellblauem Samt bezogenen Sofas, die sich längs der Wände hinziehen, waren unbesetzt, die weißen, runden Marmortischchen, die in langen Reihen schier unzählbar dastanden, waren völlig leer, und die ungeheure Menge der Rohrstühle schien diesen Zustand der Ruhe und Stille so recht vor Augen führen zu wollen.

Da schlug es vier Uhr, und die gläserne Drehtüre, zwische deren Winkeln gerade eine Person Raum findet, bewegte sich zum ersten Male. Doch schon wenige Sekunden später drehte sie sich abermals und kurz darauf bot sie mit nur kurzen Unterbrechungen das Bild eines langsam sich drehenden Kreisels.

Wie auf Verabredung strömten die Gäste dicht hintereinander in das Lokal. Herren mit vollständig rasierten Gesichtern, denen man schon aus guter Entfernung die Zugehörigkeit zum Theater ansah; Damen mit jungen, meist hübschen Gesichtern, auf denen ein Hauch von Puder, manchmal auch eine Schicht von Schminke lag, teils mit gewaltigen Hüten auf dem Kopfe und in einer Toilette von schreiender Eleganz, und auch solche, die recht ärmlich, ja noch weniger als bescheiden gekleidet waren — alle jedoch in einer Haltung und einer Art, der man es anmerkte, daß sie gleichfalls von den Brettern herkamen, die die Welt bedeuten. Sie traten ein mit einem Lächeln auf den Lippen, und, wie es auch die Herren getan hatten, nach rechts und links grüßend. Selbst ein Unkundiger konnte erkennen, daß alle diese Besucher, Herren wie Damen, eine Gemeinschaft bildeten, in der die meisten miteinander bekannt waren.

Doch diese Herren und Damen waren hier durchaus nicht Alleinherrscher. Ein recht großer Teil der immer neu herzuströmenden Gäste hatten mit der Bühne wohl nichts zu tun. Da sah man Herren mit modischesten Schnurrbärten, mit gut gepflegten Vollbärten und freundlich lächelnden Gesichtern oder stolzen Mienen, mitunter mit eigentümlichen Physiognomien, forschenden und suchenden Augen — alle, fast ohne Ausnahme elegant, nach der neuesten Mode, zum Teil sogar überreich gekleidet, mit diamantenblitzenden Ringen an den Fingern, kleinen Brillanten in der Hemdbrust — Herrschaften, die mit ihrem zur Schau getragenen Reichtum jedem Neuling imponieren mußten. Einen merkwürdigen Gegensatz zu diesen Herren bildeten manche Damen, deren Erscheinung hier besonders auffallen mußte. Fast durchgehends in vorgerücktem Alter, mit stark verblühten Gesichtern, mochte man ihre Kleidung für schlicht bürgerlich halten, wenn nicht ein auffallender Schmuck an den Händen, an der Brust, um den Hals und in den Ohren diesen Eindruck gestört hätte.

Immer mehr füllte sich das Café. In weniger als [illegible] alle Kanapees und sämtliche Stühle

besetzt; zahlreiche Gäste schienen keinen Platz mehr zu finden und bewegten sich im freien Mittelgange oder in den schmalen, engen Durchgängen zwischen den Stühlen, überall Bekannte suchend, findend und grüßend.

In der Nähe der Drehtüre, halb von einer Säule verdeckt, saß an einem Tischchen ein älterer Herr mit einem blonden Schnurbart und einem goldgeränderten Kneifer vor den Augen. Er war nicht groß von Gestalt; seine Miene hatte einen gleichgültigen Ausdruck, und mit einer gewissen matten Stumpfheit blickte er in das unruhige, laute Getriebe ringsum, wie ein Mensch, der müde und abgespannt vor sich hindämmert. Niemand beobachtete ihn, und auch er schien sich um keinen der Gäste zu kümmern.

Da bewegte sich die Drehtüre wieder, und ein hochgewachsener, in einen sehr eleganten pelzbesetzten Überrock gekleideter Herr trat ein. Den glänzenden Zylinder ein wenig schief auf dem Kopf, mit einem Lächeln um den von einem starken schwarzen Schnurrbart beschatteten Mund unter einer stark vorspringenden Nase, schritt er durch den Mittelgang wie ein Mann, der zu befehlen gewohnt ist.

Nun passierte er die Säule, neben der der unscheinbare Herr saß. Da blitzten dessen blaue Augen hinter dem goldgeränderten Kneifer einen Moment auf und trafen sich mit den dunklen Augen des Angekommenen. Nur auf eine Sekunde senkten sich seine Lider; dann schritt er weiter bis zum Hintergrunde, begrüßte auf dem Wege mehrere Bekannte, plauderte hinten am Büfett mit einer der älteren Damen, kehrte dann langsam zurück bis zur Säule und nahm neben dem stillen unscheinbaren Herrn Platz auf einem Stuhl, den dieser offenbar für ihn reserviert hatte.

„Guten Tag, Herr von Reinbach," sagte er in jenem Alltagston, mit dem man flüchtige Bekannte begrüßt. „Womit kann ich Ihnen dienen?"

„Ein Geschäft, ein einfaches gutes Geschäft, lieber Herr Segel," sagte Herr von von Reinbach.

Segel zuckte die Achseln.

„Schon faul," bemerkte er, „wenn Sie mir erst Geschäfte vorschlagen ... Nee ... und ich wüßte auch Gottseidank keines."

„Doch — Sie wissen", sagte Reinbach bestimmt.

Segel reckte sich in seinem Pelzrock. „Wenn es vielleicht das ist, was Sie meinen, so irren Sie sich diesmal gründlich. Ich habe gottlob mit der Sache nichts zu tun, sonst säße ich nicht hier neben Ihnen, sondern etwas ungemütlicher in Frankfurt."

„Sehen Sie, Sie wissen also doch!" fiel Reinbach ein.

„Nun, wie sollte ich nicht?" fragte Segel ärgerlich. „Sie halten mich doch nicht für dumm. Zerbrechen Sie sich nur weiter den Kopf mit den andern klugen Herren."

„Hören Sie mal, lieber Herr Segel", sagte Reinbach in geschäftlichem Ton, „ich bin diesmal nicht Kriminalkommissar, sondern Privatvermittler. Statt Lärm zu machen und alles zu verlieren, will man zwanzigtausend Mark zahlen für stille Wiedergabe. Auf Ehrenwort! Es wird kein Härchen gekrümmt — wenn nur das Objekt zurückerstattet wird."

„Eine schöne Summe," bemerkte Segel, „und es wäre der Mühe wert, statt sich mit allerlei Sachen herumzuquälen. Aber ich kann Ihnen nicht dienen."

„Und warum nicht?"

„Weil es andere Arbeit ist, nicht solche, die wir kennen. Das ist einer, der alle über ist und seine eigene Art hat. Ich bin überzeugt, daß von diesen Steinen kein einziger in bekannten Händen zum Vorschein kommen wird."

„Na na —" meinte Reinbach.

Segel zuckte wieder die Achseln.

„Wissen Sie es denn nicht ebenso gut wie ich? Sie kennen doch das Geschäft."

„Warum sind Sie denn nach Frankfurt gefahren?" fragte Reinbach.

„Herrgott, fragen Sie doch nicht so," sagte Segel ungeduldig. „Ganz wie ein junger grüner Assessor. Na ja, ich werde so dumm sein, mit dem Mann in einem Kupee zu sitzen, mit ihm in demselben Hotel abzusteigen — mit meiner Physiognomie, nicht wahr? — und bei Nacht die Sachen einstecken. Ich hatte in Frankfurt ganz andere Geschäfte, glatte, ehrliche Sachen, Herr von Reinbach ... ich könnte sie mit ruhigem Gemüt nachweisen. Etwas anderes machen wir nicht mehr."

„Aber zwanzigtausend Mark!" bemerkte Reinbach.

„Könnte ich schon brauchen. Würde sie sofort nehmen. Sofort, ohne ein Wort zu reden. Ist aber nicht zu machen."

„Aber es kommt zu Ihnen."

„Wenn — ja. Aber wie gesagt, ich glaube es nicht — wenn es nicht ein gar zu Dummer ist, dem es zufällig gelang. Verlassen Sie sich darauf."

Reinbach blickte sinnend vor sich hin. Segel sagte ihm nichts Neues. Er, Reinbach, war als Kriminalist in diesem Spezialfach sehr erfahren, und was er von Segel hörte, hatte er sich schon selbst gesagt."

„Eine schwierige Sache diesmal," meinte Segel, die Gedanken Reinbachs erratend, „mit 'nem Witz dabei. Neue Arbeit, Herr Kriminalkommissar; der Junge verspricht, Großes zu leisten. Ich glaube, es wird noch viel Kopfzerbrechen kosten."

„Es sind gut ein halbes Dutzend Steine, die leicht erkannt werden können."

„Weiß ich —"

„Nun — und da hinten?"

Reinbach wies nach dem Hintergrunde zum Büfett.

„Nichts — bisher."

„Es sind zwanzigtausend Mark, vergessen Sie nicht, Herr Segel."

„Mein Gedächtnis ist gut. Ich wäre auch mit der Hälfte sehr zufrieden. Die Zeiten sind schwer und das Geschäft miserabel."

Segel erhob sich.

„Adieu, Herr von Reinbach."

„Also abgemacht?" fragte Reinbach.

„Ja — wenn ..." und Segel schritt wieder dem Hintergrunde zu .

Fünftes Kapitel.

Wenn sich der Tag der Mittagsstunde nähert, bietet der Teil der Friedrichstraße, der zwischen den Linden und der Leipziger Straße liegt, ein ganz eigentümliches anziehendes Bild. Der Wagenverkehr ist noch ziemlich schwach, das Lärmen, Tuten und Rattern der Automobile, das mit dem Vorrücken des Nachmittags immer lauter, betäubender und wilder wird, ist um die Mittagsstunde gering. Desto lebhafter aber sind die Trottoirs zu beiden Seiten der Straße. Eine gewaltige Menschenmenge hat sich aus den Seitenstraßen hier ergossen. Da ist ein Drängen und Schieben, Plaudern und Lachen, jedoch alles in einer ruhigen Tonart, in einem gemütlichen Tempo — man schlendert ohne alle Hast — als wenn es den Leuten gar nicht darauf ankäme, ob sie bei ihrer Wanderung eine Viertelstunde mehr oder weniger zubringen.

Das ist der Morgenbummel jener Leute in der Großstadt, die den ganzen Tag Zeit haben und frei über sich verfügen können.

Wer mit naiven Augen dieses Bild betrachtet, bekommt einen ungeheuren Respekt vor dem strotzenden Reichtum der deutschen Reichshauptstadt. Alle die Herren, die da die Trottoirs entlangschlendern, sind fast ohne Ausnahme wahre Typen der Eleganz. Wie aus den neuesten Nummern der Modezeitungen herausgeschnitten sehen die meisten aus. Mit dem tadellos neuen Hut auf dem Kopf, dem eleganten Überrock, dem vorzüglich sitzenden Schuhwerk ist jeder ein freundliches und erfreuliches Bild eines soliden behaglichen Wohlstandes. Auch die Damen, die sich da meist stark in der Minderzahl befinden, sind fast ohne Ausnahme Vertreterinnen der neuesten Mode und jener Eleganz, die nur die Großstadt bietet.

In der Tat zählen diese anscheinend so sorgenfreien Spaziergäner zu den paar Tausend Einwohnern Berlins, die es nicht nötig haben, ihr Hirn anzustrengen und um ihre Existenz zu sorgen. Aber unter so manchem eleganten Überrock schlägt das Herz unruhig und laut bei der bangen Frage, wo man das Geld herbeischaffen könnte, mit dem man in den nächsten Wochen, ja in den nächsten Tagen die Existenz fristen soll. Unter dem sorglosen Lächeln vieler dieser so vornehm aussehenden Herren und Damen verbirgt sich der innige Wunsch, zornig die Zähne zusammenzubeißen und laut hinauszuschreien: Wie soll ich mir helfen? Wo könnte ich Geld auftreiben?

(Fortsetzung folgt.)

Nach Jahren.

Skizze v. J. Haydn.

(Nachdruck verboten.)

Warum sah ich sie nicht wie sonst in dem einsamen Teile der Anlagen? War es ihr zu rauh geworden?

Mit diesen Fragen beschäftigte ich mich während meines Nachmittagsspazierganges an einem schönen, milden Spätherbsttage. Das leise Rascheln der fallenden goldbraunen Blätter schlug mir wie ein Lebewohl der scheidenden Natur an mein Ohr. Es schauerte in den Wipfeln der Bäume und scheuchte die Vögel auf, die in Scharen zwitschernd davonflogen. Auf den in den Farben des Herbstes vom dunklen Rot bis zum grellen Gelb prangenden Blättern schimmerte die Sonne. Sie ergoß ihren Purpurstrahl auf die weithin duftenden Reseden zu Füßen jenes Kriegerdenkmals, auf die schlanken Astern, die stolz ihre Sternenhäupter neigten. Hatten sie doch die Zeit des Welkens überdauert!

In den Anblick der Natur versunken, dann wieder spähend, ob sie doch noch kommen würde, hörte ich plötzlich gleichmäßig langsame Schritte.

Sie war es!

Müder als sonst die großen dunklen Augen, die Haare noch weißer, als sie mir vordem erschienen waren! Ein dunkler Mantel umschloß ihre zarte Gestalt, ein dunkelvioletter, einfacher Samthut hob noch die Blässe ihrer abgehärmten Wangen. Deutlich sah ich, wie sie erschrak, als sie mich gewahrte, ich bemerkte, daß ihr ganzes Wesen etwas nervös Aufgeregtes erkennen ließ.

Noch nie hatte ich den Wunsch, mich ihr zu nähern, heißer gefühlt als heute. Schien sie doch eine Unglückliche, eine vom Leben vergessene zu sein. Aber bin ich das nicht selbst?!

Steht doch auf jenem Kriegerdenkmal der Name, den ich hätte tragen sollen, der Name des Heißgeliebten, der sein edles Herz zwischen mir und dem Vaterlande teilte. Oh, könnte jene Frau auf meinen kummervollen Zügen lesen, daß ich ihr eine Leidensschwester bin!

Schon wollte ich sie ansprechen, denn ich glaubte immer mehr, in ihr eine Jugendbekannte zu erkennen, als ein plötzlich sich erhebender Wirbelwind ihr einen Brief entriß und mir entgegentrug. Ich fing das Papier auf, um es der Besitzerin zu überreichen.

Nun standen wir uns Aug' in Auge!

„Ich danke", sprach sie mit nervös zitternder Stimme und faßte hocherregt nach dem Briefe. Als sie so nahe bei mir stand, als ich den Ton ihrer Stimme hörte, überkam es mich wie eine Erinnerung an meine ferne Jugendzeit!

Ich sah Jahre zurück! Ich sah ein prächtiges Haus, ich sah dieselbe Frau, die jetzt gealtert und tiefbekümmert vor mir stand, mit dunklem Lockenhaar, mit blitzenden freudestrahlenden Augen wie sie in ihrem glänzenden Gemächern die beste Gesellschaft der Residenz empfing. Ich sah auch das Gemach mit seinen traulichen Plätzchen, in dem ihre beiden lieblichen Kinder spielend zu ihren Füßen saßen! Und jetzt! Welch ein Wiedersehen! Wer hätte nicht von der Tragödie ihres Hauses gehört? Wer nicht von jener sensationellen Katastrophe, von jenem einst so rühmlich bekannten kaufmännischen Namen, der dann die Spalten der Gerichtsrubrik aller Zeitungen ausfüllte? Ich selbst, die ich lange Zeit im Auslande gelebt, hörte zu meinem Entsetzen erst nach Jahren davon. — —

„Ich habe Sie schon längst erkannt", unterbrach sie die peinliche Pause, „und zwar an der Ähnlichkeit mit Ihrer guten Mutter. Gern hätte ich mich Ihnen genähert, allein ich wurde so eingeschüchtert von all dem Schrecklichen, das über uns kam!"

„Aber mir gegenüber!" unterbrach ich sie, „einer Jugendbekannten wie ich! Überwinden Sie doch diese Scheu, beste gnädige Frau!"

„Sie haben recht", gab sie mir zurück, „das geht nicht weiter so! Ich muß wieder unter Menschen! Sie wissen doch, welches Unglück uns betroffen hat?"

„Fassen Sie sich!" bat ich, „Sie sind bewegt!" Sie ergriff meine Hand und sagte:

„Weil es mich immer wie mit eisernen Krallen packt, wenn ich daran denke! Und wann denke ich nicht daran? Oh, Ihnen darf ich mein Herz ausschütten! Sind Sie mir doch keine Fremde, haben ja auch Sie, wie ich weiß, vom bittern Kelch des Lebens gekostet! Wenn es auch eine andere Art von Unglück war! Oh, dieses Unglück! Wie es über uns hereinbrach, uns aus Haus und Hof vertrieb, und nicht Ruhe, nicht Rast ließ! Immer hinter uns her! Welche Enttäuschungen an Freunden und Verwandten! Welche Szenen, welche Vorwürfe, Verdächtigungen und böse Worte! Man mußte wahrlich mit einem guten Teil Verachtung gewappnet sein, um nicht tödlich verletzt zu werden!"

Wir gingen jetzt langsam den von welken Blättern bestreuten Weg entlang. Die Sonne sank immer tiefer in strahlender Majestät, sie glitzerte drüben auf jenem Marmorobelisk und ließ den geliebten Namen hell erglänzen! Welche Gefühle bestürmten mich wieder! Und ich wollte dieser Unglücklichen Trösterin sein, ich, die ich selbst nach so langen Jahren noch so schwer an meinem Kreuze trug?!

„Sehen Sie diese welken Blätter", begann sie wieder, — „wie ich mich selbst auf die Vorboten des Winters freuen konnte, brachten sie mir doch meine traulichen Teeabende im Freundeskreis, — dann das Weihnachtsfest! Oh, meine Kinder! Meine armen Kinder!"

Sehnsuchtsvoll flammte es in ihren Augen auf.

„Wo sind sie?" wagte ich zu fragen.

„Mein Sohn, mein verwöhnter Leo ist nach Amerika, hier wollte und konnte er nicht mehr bleiben, meine tapfere Ella ist trotz ihrer Jugend schon Lehrerin in London. Sie sehen, wir sind nicht auf die sogenannte „gute Seite" gefallen, wir gaben unser Letztes her! Und ich lebe hier in dieser Stadt einsam, wie auf einer fremden Insel, wohin mich der Schiffbruch des Lebens geschleudert hat!"

Sie sprach immer noch mit nervösem Zittern in der Stimme, was mich bis ins Innerste ergriff. Ich suchte nach Trostworten, aber sie erstarben auf meinen Lippen. Erschien mir doch diese Frau wie aus einer heißen Schlacht entronnen, noch lebend, aber bedeckt mit tiefen Wunden! Wie sie berühren, ohne ihr wehezutun? Oh, es gibt Menschen, die Helden sind, ohne daß sie vor den Läusen von Gewehren und Pistolen gestanden haben!

„Sie werden begreifen", erzählte sie weiter, „daß es mir schwer wurde, in meinen vorgerückten Jahren den Lebenskampf aufzunehmen; anfangs glaubte ich auch, mich nicht erheben zu können, aber dann ging es doch! Es mußte gehen! Sterben wollte ich ja nicht! Und dann war ich ja auch neugierig, wie ich nun das Leben anpacken würde, ich, die nur den Kampf mit ihm vom Hörensagen kannte! Ich habe es gar nicht ungeschickt angepackt! Entbehrungen wurden mir leichter, als ich dachte, Deklassierung und die hämischen Blicke der Menschen und alle Keulenschläge und Nadelstiche, die solche Katastrophen mit sich bringen, ertrug ich mit Ergebenheit, in dem Gedanken, daß ja alle Menschen nackt geboren! Nein, nein, sterben wollte ich nicht, meiner Kinder wegen nicht! Aber so viel ich überwunden, etwas nagt doch an mir und wird nicht aufhören, bis mein Herz stillesteht!"

Ich sah sie betroffen an.

„Sie erschrecken?" frug sie, „haben Sie nur keine falsche Meinung von mir! Ich habe Selbstbeherrschung genug, — auch bleibe ich meinen Pflichten treu, — und heute tritt wieder eine neue schwere an mich heran!"

„Heute?" fragte ich erstaunt.

„Ja, heute noch! Wie ich davor zittere! Nach Jahren ihn wieder zu sehen! Dieser Brief brachte mir die Nachricht!"

Ich wußte nun, was sie andeutete, aber ich hatte nicht den Mut, nach ihrem Gatten zu fragen, dessen Schicksal ich kannte.

Sie kam mir zuvor, als sie sagte:

„Es ist ein grausames Schicksal, wenn man von dem Manne, in dessen Hände man sein Lebensschiff gegeben, in die Tiefe gestürzt wird! Das nagt an mir!"

Sie schwieg. Wie traumverloren schweiften ihre matten Blicke in die Ferne.

(Schluß folgt.)

Sprüche der Weisheit.

Sprach einer, der in langen Jahren
An Weisheit viel gesammelt ein:
Ich ließ' die ganze Weisheit fahren,
Könnt' ich noch einmal töricht sein.

*

Was wir im Leben allzumeist geübt,
Verleiht uns das Gepräge ohne Frage —
So mancher, der 'nen guten Schluck geliebt,
Beschließt als armer Schlucker seine Tage.

*

Die Art von anderer Freuden sucht der Neid
Stets schöner als die eig'ne auszumalen.
Bedenk' die Rosen blüh'n gleich kurze Zeit
In ird'nen wie in gold'nen Schalen.